

# Theodora

Autor(en): **Jemelin, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642487>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Theodora

VON ERIKA JEMELIN

Ihr mögt euch wundern, dass ich Christian bis auf den heutigen Tag nicht vergessen habe und sein Andenken in hellen, freudigen Farben in meinem Herzen steht. Vieles mag daran Schuld sein; zum Beispiel die Art, wie er, das Gesicht ein wenig zur Seite geneigt, zu lächeln verstand. Es war ein Lächeln, dessen Helligkeit in den Augen geboren wurde, lange bevor die Lippen darum wussten, und das sich, einer wärmenden Welle gleich, über Stirn und Wangen ausbreitete. Das beglückendste jedoch war, dass er ohne Worte so manches zu sagen verstand, und es genügte, den Druck seiner Hand zu spüren, um zu erkennen, was Geborgenheit war. Er liebte Vögel und Blumen, ja selbst die nackte braune Erde mit der ihm eigenen, durchdringenden Zärtlichkeit, die ein Teil seines Wesens war und die einen sofort und für immer gefangen nahm. Um die Bedeutung zu erklären, die jener schicksalshaften Begegnung zwischen Christian und mir zukommt, muss ich in meine Kinderjahre zurückgreifen und von Theodora erzählen.

Alles veränderte sich mit dem Tag, da ihre Eltern in das vornehme Haus am Ende unserer stillen Strasse zogen. Noch bevor wir sie zu Gesichte bekamen, war sie in unsern Gesprächen, in unsern Spielen und unsern Träumen des Nachts. Wild sei sie und unbändig, wollte jemand wissen, von grosser Schönheit wieder sprachen andere und warfen neugierige Blicke zu den verschlossenen Fenstern empor. Ich glaube ein jedes hatte recht; als Theodora zum erstenmal das Gartentor mit einem lustigen Schwung hinter sich zuwarf, die Strasse hinunterfegte und dann atemlos, die schwarzen Locken aus der Stirn schüttelnd, ins Schulzimmer trat, glich sie einem jener Wesen, von denen man wohl in Büchern lesen kann, die man jedoch höchst selten im täglichen Leben antrifft. Und rätselhaft und fremd blieb sie uns all die Jahre hindurch; denn sie war weder gut noch schlecht, weder ganz schön noch hässlich, und verblüffte sie uns einen Augenblick lang durch ein zärtliches, anschmiegendes Getue, so vermochte sie schon eine Sekunde später durch ihre Härte und Grausamkeit unsere Feindschaft zu erwecken. Man liebte sie, um sie gleich darauf zu hassen, aber es gab niemand, von den Schulkameraden bis hinauf zum Lehrer, der es verstanden hätte, sich ihrem eigenartigen Reiz zu entziehen.

Da Theodora meiner Klasse zugeteilt wurde und wir den selben Heimweg hatten, gab es sich von selbst, dass wir oft beisammen waren, und wenn ich anfänglich über jene, die sich mehr oder weniger von ihren wechselnden Launen beherrschen liessen, spottete, glitt ich selbst nach und nach immer mehr unter ihren Einfluss. Es gab Zeiten, wo ich mich deswegen recht unglücklich fühlte und mir vornahm, sie zu fliehen, aber dann kam sie wie ein Wirbelwind dahergesaut, immer vergnügt und zu tollen Streichen aufgelegt, oder sie hing sich auf dem Schulweg lachend an meinen Arm und schüttelte ihre Locken, dass sie um meine Schläfen flogen, und schon waren alle guten Vorsätze dahin. Sie verstand es, das Geheimnis das von allem Anfang an über ihrem Erscheinen gelegen und ihr überall einen besonderen Platz ein-

räumte, zu vertiefen und sich Vorteile daraus zu verschaffen.

„Meine Mutter ist eine morgenländische Prinzessin und mein Vater hat in Afrika Löwen gejagt“, erzählte sie einmal so nebenhin und freute sich über die Bewunderung, die ihr aus unsern Blicken entgegenleuchtete. Ein anderes Mal erwähnte sie die giftigen Schlangen, welche ihr Vater in seinem Arbeitszimmer eingesperrt halte und deren Gift genügen würde, hunderte von Menschen umzubringen. Alle diese Dinge erzählte sie mit leiser, geheimnisgeladener Stimme, der keinerlei Prahlucht anzumerken war, und deshalb zweifelte niemand an der Wahrheit ihrer Erzählungen, ja, wir hätten ihr noch ganz andere Sachen geglaubt.

„Ach die mit ihren Giftschlangen und dem Löwenjäger-Vater“, meinte Freund Peter geringschätzig, als wir einmal zusammen in seinem Indianerzelt hookten und Pfeil und Bogen zu basteln versuchten. Seine abschätzenden Worte taten mir irgendwie wohl, aber am nächsten freien Nachmittag, als wir alle miteinander in den Wald gezogen waren, um Räuber zu spielen, versuchte er mit allen nur erdenklichen Mitteln Eindruck auf Theodora zu machen und wählte zum Schulgang fürderhin nur noch jenen Weg, auf dem er sicher war, ihr zu begegnen.

Es war ein aufregendes Ereignis, als ich zu Theodoras Geburtstag in das vornehme Haus eingeladen wurde. Welch ein Glück! Nun würde ich ihre Mutter, die morgenländische Prinzessin, die noch niemals jemand erblickt hatte und den heldenhaften Vater, den ich mir, ich weiss nicht warum, mit einem riesigen Schnurrbart vorstellte, kennen lernen. Ich würde die Schlangen sehen, die märchenhaften Spielsachen und all jene Zauberdinge, von denen Theodora uns immer wieder erzählt. Sonntäglich angetan und von den Kameraden glühend besidet, stieg ich klopfenden Herzens, mit heissen Wangen die teppichbelegte Treppe empor und wurde oben von einer strahlenden Theodora in Empfang genommen. Gleich einem übermütigen Wirbelwind fegte sie von einer Ecke in die andere, lachte, scherzte und warf ihre herrlich gedrehten Locken zurück. Wir waren eben im Begriff, den Tisch an die Wand zu rücken, um mehr Platz zum Spielen zu haben, als die Türe sich öffnete und Theodoras Mutter erschien. Ich hatte freilich niemals eine morgenländische Prinzessin gesehen, ausgenommen auf den Bildern im Märchenbuch, trotzdem spürte ich sofort, dass Theodoras Mutter keine Prinzessin war.

Es mag stimmen, dass sie schön war und vornehm mit dem glänzenden schwarzen Haar, sonst aber unterschied sie sich nicht von andern Müttern. Sie schalt, weil wir einen so entsetzlichen Lärm vollführten, gab mir lächelnd die Hand und daraufhin ging sie, genau wie hundert andere Mütter an den Geburtstagen ihrer Kinder, in die Küche, um Schokolade zu kochen. Nun blieben noch der Löwenjäger und die Schlangen. Aber auch das wurde eine Enttäuschung. Später nämlich holte uns Theodoras Vater, ein grosser schöner Mann mit lachenden Augen - einen Schnurrbart besass er nicht - in sein Arbeitszimmer, wo vor dem Schreibtisch ein Löwenfell

ausgestreut lag und ausgespannte Schlangenhäute die Wände schmückten. Vor lauter Achtung wagte ich kaum zu atmen, bis seine lustigen Augen den meinen aufmunternd begegneten und sein Arm sich um meine Schultern schlang. Da begann ich mich über die Löwenjagd und ihre Gefahren zu erkundigen und über die Häute an der Wand. Daraufhin lachte Theodoras Vater herzlich und ausgiebig, gab dann seiner etwas in Verwirrung geratenen Tochter einen liebevollen Klaps, was besagen sollte, dass er wohl schon längst an ihre Scherze gewöhnt war, und gestand mir endlich, immer noch lachend, dass er weder jemals in Afrika, noch auf der Löwenjagd gewesen, und dass sogar die Schlangen von einem ganz gewöhnlichen Schlangenfänger zur Strecke gebracht worden seien.

Nachdem ich immer neue Enttäuschungen mit Theodora erlebt hatte, gewöhnte ich mich allmählich an ihre mehr oder weniger harmlosen Schwindeleien, und später, als wir älter wurden und die Schulzeit zu Ende ging, kam es vor, dass sie zeitweise, wenn es ihr die Laune gerade gebot, die gesittetste von uns allen war und sich schon wie eine richtige Dame zu benehmen wusste, was uns selbstverständlich grossen Eindruck machte.

Als Theodora mir das erstemal von Christian sprach und durchblicken liess, dass sie sich in ihn verliebt habe, konnte sie natürlich nicht ahnen, wie es um mich stand. Um nichts in der Welt hätte ich ihr gestehen mögen, dass er seit jenem Abend, da die Klänge seiner Geige durchs offene Fenster in unsern Garten geklungen und mein Herz im Fluge erobert hatten, der Angebetete meiner Träume war, und dass ich, wenn ich ihm auf der Strasse begegnete, den Blick senkte, aus Angst, meine Gefühle möchten ihm offenbar werden. Als Theodora von ihm als wie von einem alten Bekannten redete, mit dem sie auf gutem Fusse stand und der ihr eine grosse Zuneigung entgegenbringe, weckten ihre Worte in mir einen Schmerz, der mir bis dahin unbekannt gewesen war. Ich weiss nicht, was mich schliesslich verraten hat; war es ein schnelles Erröten, wenn sein Name fiel, oder war es ein unbedachtes Wort, sicher ist, dass Theodora von diesem Augenblick an keine Gelegenheit vorübergehen liess, mir von ihrer Freundschaft mit Christian zu erzählen, und einmal gestand sie mir mit glänzenden Augen und geheimnisvollem Flüstern, dass sie von ihm geküsst worden sei.

Dann kam das nächtliche Sommerfest mit Musik mit hell flatternden Kleidern und all dem farbigen Licht. Es war das erste Mal, dass ich in Begleitung der ältesten Schwester einen solchen Anlass besuchen durfte, und als es hiess, Theodoras Mutter habe angefragt, ob Theodora uns begleiten dürfe, gab es mir wohl einen Augenblick lang einen Stich, aber meine Vorfrende büsste ich deswegen nicht ein.

Theodora war an jenem Abend schöner als ich sie je gesehn. Sie trug ein blütenweisses Kleid und hellfarbige Blumen im Haar, und wo sie auch vorüberging, begegnete sie unverhohlener Bewunderung. Plötzlich, um Buschwerk biegender, gewahrten wir Christian. An einem Baum gelehnt, sah er dem bunten Treiben zu und etwas Einsames, Trauriges umschwebte ihn, wenigstens schien es mir so. Sollten wir nun umkehren oder einfach an ihm vorübergehn? Aber schon kam er

## Unter dem Frühlingsmantel

Dieser Frühlingsmantel, mit dem wir so gerne den schweren Wintermantel ersetzen, spielt eine grosse Rolle. Und dies nicht nur im Frühjahr, sondern den ganzen Sommer durch bis wieder der Frost einsetzt. Wir tragen ihn erst, wenn er weit genug ist, über dem Tailleur und dann über den sommerlichen Imprimés, an kühlen Abenden, auf der Reise. Er ist dasjenige Stück, um das wir unsere ganze sommerliche Garderobe aufbauen, denn er soll zu allem tragbar sein. Die günstigste Farbe, die wir wählen können, ist grau, beige oder sand. Wenn wir eine Modefarbe vorziehen, rot, türkis, gelb, dann muss uns diese Farbe schon besonders gut stehen, da wir die ganze Garderobe darauf abzustimmen haben!

Und die Form? Eigentlich ist alles erlaubt, der weite Hänger oder das Cape aus flauschigem Stoff, die Redingote oder der eng modellierte seitlich verschlossene Mantel aus glattem Tuch.

## Die ersten Imprimés

Wir begrüßen sie, wie die Kinder die Ostereier, diese Imprimés. Jedes Jahr ist es wieder ein Vergnügen, sich sein ganz spezielles Muster aus all den Neuheiten auszusuchen, mit denen uns die phantasievollen Entwerfer überraschen.

Bei vielen dieser Druckstoffe ist es am schönsten, wenn wir das Kleid so einfach wie möglich schneiden. Es wirkt durch das Muster. Détails sind überflüssig. Doch erhöhen die modischen Drapierungen und auch die passenden Zutaten die Eleganz.

Charlotte Bay.

die ersten Imprimés

unter dem Frühlingsmantel

C. Bay

uns grüssend entgegen, sprach mit meiner Schwester ein paar freundliche Worte über den Abend, und dann, dann geschah das Unfassbare, Beseligende, das mir eine Weile den Atem raubte und mein Herz erzittern liess: Christian forderte mich zum Tanz. Nicht Theodora in ihrem prächtigen Kleid, mit dem trotzigen Lächeln auf den Lippen und auch nicht meine Schwester wählte er, sondern mich, einzig mich kleines Mädchen, das ich doch immer noch war. Dann aber versank alles hinter mir; Theodoras böse Blicke,

die uns neidisch verfolgten, jene Zweifel, die wochenlang neben mir hergegangen waren und all die scherzenden Menschen um uns her. Alles verschwand in einem traumhaften Nebel und wirklich war nur Christians Arm, der mich umschlungen hielt, und die Weise, die sanft durch den nächtlichen Garten kam. Als ich endlich wagte, Christian anzusehen, gewahrte ich sein Lächeln, dessen warme Zärtlichkeit in den Augen geboren wurde, lange bevor die Lippen darum wussten, und das alsobald auf den tiefsten

Grund meines Herzens sank. Und dort ist es liegen geblieben und hat vieles überdauert; jene Zeit der ersten Liebe, da ich Hand in Hand mit Christian über abendliche Felder ging und nachher seinen Abschied, damals, als es ihn in fremde Lande zog. Und schliesslich auch seinen letzten Brief, diese barmherzig sein wollenden Worte, die etwas hätten beenden sollen, das in Tat und Wahrheit niemals ausgelöscht werden kann: ein kleines Lächeln nur, das still auf dem Grunde meines Herzens ruht.